

Inhalt

25 Jahre Zeitschrift für Qualitative Forschung

Juliane Engel, Heike Ohlbrecht & Aglaja Przyborski

- Wir sollten „unsere kleinen Merkwürdigkeiten beibehalten“.
Ein kommentiertes Gespräch zum 25. Jubiläum der Zeitschrift
für Qualitative Forschung mit Jörg Frommer, Jürgen Raab und Fritz Schütze 169

Debatte

Christiane Schürkmann

- Qualitativ forschen in, mit und durch Kunst? Ethnografische Explorationen
in grenzverschiebenden Feldern 191

Florian Elliker & Niklaus Reichle

- Performative Exploration. Performative Sozialwissenschaft als Dialog
und Kollaboration zwischen Kunstschaffenden und Sozialwissenschaftler:innen 207

Freier Teil

Fiona Kalkstein

- Die Klassen in der Klasse. Zum Verhältnis von Materialismus und Intersektionalität
in der qualitativen Sozialforschung 226

Friederike Lorenz-Sinai

- Lehrer:innen und die Shoah – Gefühlserbschaften, Narrative
und Vermittlungsanliegen 242

Kevin Leja

- Die Interviewsituation als Reflexionsraum in der Adoleszenz.
Zwischen der Freude am Fahrrad und der Kritik des Kapitalismus 257

Christine Demmer & Julia Lipkina

- Das Integrative Basisverfahren nach Jan Kruse – Potenziale und Desiderata
für die erziehungswissenschaftliche Forschung 273

Carsten G. Ullrich

Qualitative Online-Interviews. Methodische und methodologische Untersuchung asynchron-schriftlicher Leitfadeninterviews	289
--	-----

Tagungsbericht

Florian Weitkämper

Zur Institutionalisierung der Methodenzentren. Bericht zum 1. Vernetzungstreffen von Methodenzentren im deutschsprachigen Raum am 6. und 7. Juni 2024 an der Goethe-Universität Frankfurt	305
---	-----

Rezensionen

Gian-Luca De Carlo

Sarah Herbst/Rüdiger Mauzt/Berthold Vogel (Hrsg.): Gleichzeitig ungleich. Inmitten der pandemischen Arbeitswelt	308
--	-----

Alexander Antony

Angelika Pofel/Norbert Schröer (Hrsg.): Handbuch Soziologische Ethnographie	312
Autor*innen	316
Vorschau auf die folgenden Schwerpunkte	319

25 Jahre ZQF¹ – Wir sollten „unsere kleinen Merkwürdigkeiten beibehalten“. Ein kommentiertes Gespräch zum 25. Jubiläum der Zeitschrift für Qualitative Forschung mit Jörg Frommer, Jürgen Raab und Fritz Schütze

Juliane Engel, Heike Ohlbrecht & Aglaja Przyborski

Die Zeitschrift für Qualitative Forschung feiert ihr 25-jähriges Bestehen. Dies haben wir zum Anlass genommen, die Zeitschrift² selbst in den Mittelpunkt zu stellen: Ein Gespräch zwischen Fritz Schütze, Jörg Frommer und Jürgen Raab, die zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen Positionen im Herausgeberkreis tätig waren bzw. sind, bietet teils sehr persönliche Einblicke in die Geschichte der Zeitschrift, z.B. zu ihrer Gründung und Namensgebung, reflektiert ihre aktuelle Entwicklung und gibt Ausblicke auf die Zukunft. Wir geben den Verlauf dieses Gesprächs zwar nicht vollständig, aber doch größtenteils wieder und erlauben uns, es ein wenig zu strukturieren, auf Fokussierungen hinzuweisen und mit unseren eigenen Überlegungen zu ergänzen. Entstanden ist dabei ein Überblick über zentrale Themen der Qualitativen Sozialforschung, ihre Verstrickung mit gesellschaftshistorischen Kontexten sowie mit biografischen Standortgebundenheiten, die wir in thematischen Schwerpunktsetzungen hervorheben möchten.

Das Gespräch beginnt mit der Gründung der Zeitschrift bzw. mit ihrer „Vorgeschichte“ und einer Verortung Qualitativer Forschung in ihrer Verstrickung mit gesellschaftspolitischen Kontexten und Transformationsdynamiken:

Heike Ohlbrecht: Ich freue mich, dass wir uns heute in diesem Rahmen zusammengefunden haben. Was mich sehr interessiert und ich glaube, viele, die sich mit der ZQF auch beschäftigen, ist, wie es zur Gründung der Zeitschrift kam, wie damals die Debatten waren und ja, wie man sich das vorstellen kann, wie dieser Prozess war, diese Zeitschrift zu initiieren.

Jörg Frommer: Jede Gründung und jeder Anfang leben doch von ihrer Vorgeschichte. Was wirklich bemerkenswert ist, das finde ich bis heute, dass die Zeitschrift in Magdeburg und in Halle entstanden ist und damit auch dokumentiert, dass es in den 1990er Jahren nicht nur darum ging, die Hochschullandschaft Ost irgendwie nach dem Modell West jetzt nachzubauen und sich dann in einer Situation wiederzufinden, wo man versuchte, das zu machen, was die Kollegen in den alten Bundesländern auch machten und dasselbe dann eben wegen der schlechteren Ressourcenlage halt nur halb so gut hinbekam. Also nicht diese defizitäre Perspektive auf den Osten der 90er Jahre, sondern dass so etwas Innovatives entstehen konnte, was bis heute Bestand hat und doch zusammen auch mit dem jährlichen bundesweiten Workshop für qualitative Forschung eine bemerkenswerte Ausstrahlung gewonnen hat.

1 Das Gespräch zwischen Fritz Schütze, Jörg Frommer, Jürgen Raab und Heike Ohlbrecht fand via Zoom am 14.03.2024 statt und wurde einige Zeit später von Ralf Bohnsack durch einige Anregungen in den Kommentaren ergänzt.

2 Die ZQF hieß bis einschließlich 2006 ZBBS (Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs-, und Sozialforschung).

Und wie immer ist so ein Zusammentreffen konstellationsabhängig, so würde ich mit Dieter Henrich sagen, und nicht nur in Bezug auf die fachlichen Positionen, sondern auch im Persönlichen, dass eine Reihe von qualitativen Forschern da zusammenkam. Und es waren jetzt von Magdeburger Seite vor allem Fritz Schütze und Winfried Marotzki und von Hallenser Seite Ursula Raabe-Kleeberg und vor allem Heinz-Hermann Krüger. Das waren die vier, die federführend waren. Und ich weiß gar nicht, ich habe das jetzt gar nicht mehr so richtig auf dem Schirm. Ob da schon Ralf Bohnsack war, war der von Anfang an Mitherausgeber? Das sieht man ja dann bei den Heften.

In diesem Abschnitt erscheinen die angesprochenen gesellschaftspolitischen Konstellationen sowie die damit einhergehende Positionierung qualitativer Forschung interessant, die sich auch in einigen Heften der ZQF wiederfinden. Zum Zusammenhang von gesellschaftspolitischen Kontexten und der Entwicklung qualitativer Forschung erschien u.a. auch 2021 ein Schwerpunktheft der ZQF³.

Zudem wollen wir, Hinweisen von Ralf Bohnsack folgend, die damalige Situation der qualitativen Sozialforschung im Kontext der Universitäten und Hochschulen etwas genauer beleuchten. Denn dies erlaubt die Bedeutung der Gründung der ZQF resp. ZBBS besser einzuschätzen: Denominationen von Professuren in Verbindung mit qualitativen Methoden waren eine vollkommene Seltenheit. Zu diesen ist die Universitätsprofessur von Fritz Schütze an der Gesamthochschule Kassel zu Verfahren der qualitativen Sozialforschung im Fachbereich Sozialwesen (1980-1993) zu zählen, die für die Methodenausbildung von grundständigen Sozialarbeitsstudierenden und für die Methodenausbildung in den Aufbaustudiengängen für Supervision, Sozialtherapie und soziale Gerontologie zuständig war. Organisatorisch noch markanter war wegen des damit verbundenen eigenen Studiengangs die Professur von Ralf Bohnsack an der Freien Universität Berlin, die er zum WS 1990/91 angetreten hat. Die beiden Professuren waren wohl die einzigen, in deren Denomination „Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften“ ganz direkt im Zentrum stand. Mit Ralf Bohnsacks Professur war – wie schon angedeutet – die Etablierung eines ganzen Studiengangs für qualitative Methoden verbunden. Dieser Studiengang mit der Bezeichnung „Zusatzstudium qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften“ an der Freien Universität Berlin war die absolute Ausnahme. Diese Entwicklung kann – und hier landen wir wieder bei politischen Konstellationen – durchaus auch im Zusammenhang mit der damaligen rot-grünen Berliner Landesregierung sowie der Hessischen Landesregierung gesehen werden.

Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki waren zudem zur Zeit der Etablierung der ZBBS mit dem Versuch befasst, eine Sektion „Qualitative Methoden“ in der DGfE zu etablieren. Dies ist daran gescheitert, dass der Vorstand der DGfE diese ‚Konkurrenz‘ zur quantitativ dominierten Methodensektion nicht zugelassen hat. Der Name „Sektion Biografieforschung“ ist schließlich akzeptiert worden. Demgegenüber war, dies soll erwähnt werden, um die erfolgreiche Entwicklung der Qualitativen Methoden seit der Gründung der Zeitschrift zu verdeutlichen, in den letzten Jahren der Vorstand der DGfE überwiegend mit Kolleg:innen besetzt, deren Ausrichtung eher qualitativ ist. In der Erziehungswissenschaft, der sich Ralf Bohnsack selbst als habilitierter Soziologe zunehmend zugeordnet hat, wohl nicht zuletzt wegen der Verortung seiner Professur in diesem Arbeitsbereich, war diese Entwicklung ebenfalls sehr deutlich. Die ZBBS steht am Anfang dieser Entwicklung und hat sie wesentlich mit beeinflusst. Ralf Bohnsack, der sich selbst als ‚radikal Qualitativer‘ bezeichnet, ist schließlich für den Zeitraum 2008-2012 in das für die Entwicklung der Forschungslandschaft in Deutschland mit erheblicher Verantwortung betraute Fachkollegium Erziehungswissenschaft der DGfE gewählt worden.

3 im Heft 1-2021 (Jg. 22) der ZQF

Qualitativ forschen in, mit und durch Kunst? Ethnografische Explorationen in grenzverschiebenden Feldern

Christiane Schürckmann

Zusammenfassung: Ausgehend von einem ethnografischen Zugang wird in dem Beitrag das Verhältnis von qualitativer Forschung und Kunst im Sinne zweier grenzverschiebender Felder diskutiert, die mit bestimmten Sicht- und Arbeitsweisen einhergehen. In den Fokus gerückt wird damit das wissenschaftliche und künstlerische Arbeiten in seinen analogen wie auch differenten Vorgehensweisen. Entlang der Diskussion wird dabei nach Potenzialen einer solchen Verhältnisbestimmung für die performativen Sozialwissenschaften gefragt. Damit erweitert der Beitrag die Debatte um die performativen Sozialwissenschaften dahingehend, dass auch feldspezifische Sicht- und Arbeitsweisen verschiedener und zugleich verwandter Wissens- und Wahrnehmungskulturen weitergehend reflektiert werden.

Schlagwörter: Qualitative Forschung, Ethnografie, Kunst, performative Sozialwissenschaft

Qualitative Research in, with and through Art? Ethnographic Explorations in Border-shifting Fields

Abstract: Based on an ethnographic approach, the article discusses the relationship between Qualitative Research and Art in terms of two border-shifting fields that go hand in hand with certain ways of perceiving and working. The focus is thus on scientific and artistic work in its analogue as well as different approaches. Throughout the discussion, the potential of such a relationship for the Performative Social Sciences will be explored. The article expands the debate on the Performative Social Sciences in a sense that further reflects field-specific perspectives and working methods of different and at the same time connected cultures of knowledge and perception.

Keywords: Qualitative Research, Ethnography, Art, Performative Social Sciences

1 Einleitung

Die qualitative Sozialforschung im Sinne eines integrativen Oberbegriffs für die auf qualitativen Zugangsweisen basierende empirische Untersuchung sozialer Wirklichkeit bzw. diverser Wissenskulturen zeichnet sich durch eine methodenpluralistische sowie entsprechend theoriepluralistische Grundhaltung aus (u.a. Kalthoff 2008; Mey 2016). So werden unter diesem Dachbegriff eine Vielzahl an Methoden und Methodologien einschließlich ihrer theoretischen Fundierungen versammelt, aufeinander bezogen und mit Blick auf die sich fortwährend verändernden Ethnomethoden technisierter Gesellschaften weiterentwickelt – beispiel-

haft sei an die nach der Coronapandemie Fahrt aufnehmende Strömung onlinebasierter Methoden erinnert. Eine durch und durch qualitativ angelegte Forschungspraxis, die diese pluralistische Grundhaltung in offensiver Weise zu ihrem Einsatz macht, findet sich in der Ethnografie. Ethnografische Forschungen verlangen Offenheit, Neugier, Empathie und in der Regel körperlich-leibliche Ko-Präsenz, so die Forschenden sich ihren Weg in die zu beforschenden Felder, Praktiken, Wissens- und Wahrnehmungskulturen bahnen wollen. Auch die in Kooperation mit den Teilnehmer*innen generierten ethnografisch eingebundenen Daten zeigen sich in der Regel als höchst vielfältig und können sowohl textbasierte Protokolle, transkribierte ethnografische Interviews als auch visuelle Materialien wie fotografische und filmische Aufnahmen sowie gezeichnete Skizzen beinhalten. So hat sich in ihrer Vielfältigkeit und Dynamik die qualitative Sozialforschung (Flick et al. 1995; Denzin et al. 2023; Leavy 2020) und darin verortet die Ethnografie als eine ihrer möglichen Zugänge in den letzten Jahrzehnten weitergehend ausdifferenziert und spezifiziert, wobei dieser Prozess in keiner Weise abgeschlossen ist (Atkinson et al. 2001; Breidenstein et al. 2013; Poferl/Schroer 2022). Mit einem derartig nichtdogmatischen und pluralistischen Selbstverständnis lässt sich die qualitative Sozialforschung im Allgemeinen und die ihr zugehörige Ethnografie im Besonderen als ein Feld beschreiben, in welchem die Darstellungsweisen von Beobachtenden bis Teilnehmenden im Sinne eines Vor- und Miteinanders und damit die performative Dimension solch interaktiv gehaltener Forschung eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Folgt man einem solchen Selbstverständnis so lässt sich die qualitative Forschung einschließlich der Ethnografie zudem als ein Feld charakterisieren, an dem nicht zuletzt an Grenzverschiebungen gearbeitet wird, indem folgende Fragen fortwährend ihre Aktualität behalten: Wie lässt sich was beforschen? Welche Daten lassen sich unter Mitwirkung der Teilnehmer*innen der beforschten Wissens- und Wahrnehmungskulturen wie erzeugen? Welche analytischen Potenziale setzen sie unter Einbezug und Entwicklung welcher methodischen Zugänge frei? Wie treten welche Daten, eingewoben in Analysen und konzeptionelle Rahmungen später in welcher Weise auf? Wie wird das durch qualitative Forschung generierte Wissen zur Darstellung gebracht? Oder anders formuliert: Wie zeigt sich eigentlich was? Wie stellt sich was für wen eigentlich dar? Wie gibt sich was für wen zu erkennen?

Mit den drei letztgenannten Fragen operiert auch das Feld künstlerischen Arbeitens in seinen vielfältigen Arbeits- und Vorgehensweisen (Schürkmann 2017). Auch hier sind Offenheit, Neugier, ein Sich-Einlassen auf Prozesse intensiven Wahrnehmens, Fragens und Hinterfragens erforderlich, um immer wieder anderes erarbeiten zu können – sei es in den bildenden bzw. darstellenden Künsten, der Musik, und nicht zu vergessen der Literatur, so man dieser konventionellen Einteilung unterschiedlicher Kunstformen folgen mag. Kurzum: Die qualitative Forschung, insbesondere die Ethnografie und künstlerisches Arbeiten weisen Analogien auf, sind aber auch von Differenzen geprägt, die nicht allein im Hinblick auf Fragen der Präsentation, sondern auch hinsichtlich bestimmter Sichtweisen auf ihre jeweiligen Gegenstände relevant werden. Sozialwissenschaftler*innen sind in der Regel primär an der Rekonstruktion bzw. Interpretation sozialer Wirklichkeiten, Wissenskulturen oder auch praxispezifischer Wahrnehmungsweisen interessiert bzw. daran, wie etwas zu seiner Darstellung, seinem Vollzug, seiner Aufführung und Hervorbringung findet. Dies geht einher mit einem auf Daten ausgerichteten, analytischen Blick, der in feine Mikropraktiken aus der Nähe hineinzoomen sowie weitwinkelige Panoramen aus der Distanz aufzuspannen vermag. Vor dem Hintergrund der Frage ‚Wie zeigt sich was?‘ ist die qualitative Methodenentwicklung getrieben von der Suche nach Möglichkeiten der Beforschung sozialer Wirklichkeiten bzw. Wissens- und Wahrnehmungskulturen.

Künstlerisches Arbeiten hingegen ist neben Wirklichkeiten in anderer Weise an Möglichkeiten interessiert. Die Frage ‚Wie zeigt sich was?‘ geht über in die Frage ‚Wie könnte sich was zeigen?‘ bzw. ‚Wie könnte sich was anders zeigen?‘ (Schürkmann 2017, S. 53). In

Performative Exploration. Performative Sozialwissenschaft als Dialog und Kollaboration zwischen Kunstschaffenden und Sozialwissenschaftler:innen

Florian Elliker & Niklaus Reichle

Zusammenfassung: In diesem Beitrag wird am Beispiel von zwei Projekten der Ansatz der *performativen Exploration* als eine Möglichkeit performativer Sozialwissenschaft vorgestellt. Der Ansatz sieht möglichst gleichberechtigte Begegnungen zwischen Wissenschaft und Kunst auf ‚neuem‘ Terrain vor, bei denen nicht primär Bewertungskriterien und Logiken eines der beiden Felder bestimmend sein sollen. Im Kern performativer Exploration stehen die multimodale Untersuchung und Darstellung sozialer Realitäten sowie die Erarbeitung von Werken mit hoher „lebensweltlicher Fülle“ (Walter-Busch 2015, S. 191). Solche in arbeitsteiliger Kollaboration produzierten Werke sollen auch ein außerakademisches Publikum erreichen und ihm eine Erfahrung der untersuchten Realitäten und Phänomene ermöglichen, die „einführend nacherlebenden (emotionalen, künstlerisch-rezeptiven) Charakters“ ist (Weber 1972, S. 2).

Schlagwörter: mediale Transposition, Kunstfertigkeit, einführend nacherlebende Evidenz, Film und Fotografie, Architekturrethnographie

Performative Exploration. Performative Social Science as Dialogue and Collaboration Between Artists and Social Scientists

Abstract: In this article, we present the performative social-science approach of *performative exploration*, illustrating it with two projects. The approach envisions equal encounters between science and art on ‘new’ terrain, whereby none of the involved fields should set the evaluation criteria and logics alone. At the core of performative exploration is the multimodal investigation and presentation of social realities as well as the creation of works with a high “life-worldly richness” (*lebensweltliche Fülle*; Walter-Busch 2015, S. 191). Such works, produced in a collaborative division of labour, should also reach an extra-academic audience and enable it to experience and understand the realities and phenomena under investigation in “an emotionally empathic or artistically appreciative” way (Weber 1978, S. 5).

Keywords: media transposition, artistic skill, empathetic appreciative accuracy, film and photography, architectural ethnography

1 Einleitung

Nicht selten liegen die Felder empirischer Forschungstätigkeit für die Lesenden einer sozialwissenschaftlichen Publikation jenseits der eigenen Erfahrungen. Was die Autor:innen in knapper Form beschreiben, kann sich ihnen häufig nur bedingt erschließen. Da theoretische Ausführungen und abstrakte Analysen überwiegen, angesichts der vorherrschenden Publikationspraktiken häufig der Platz zur Beschreibung fehlt und forschungsethische Überlegungen vielfach gegen ein direktes Zeigen der untersuchten sozialen Realität sprechen, sind die empirisch untersuchten Phänomene für die Rezipienten nicht selten schwer greifbar. Gerade bei Phänomenen, die einem selbst kaum bekannt sind, trägt die eigene Vorstellungskraft einen substanziellen Teil zur gedanklichen Vervollständigung und Interpretation des Geschilderten bei. Dies liegt nicht allein an den vorherrschenden Darstellungsformen und -praktiken – Zeitschriftenaufsätze, Buchkapitel und Konferenzpräsentationen –, sondern auch daran, wie soziale Realität typischerweise von Sozialwissenschaftler:innen erforscht wird.

In der Debatte zur performativen Sozialforschung (engl. *performative social science*, PSS) wird die Rolle von Kunstschaffenden in der Zusammenarbeit mit Sozialwissenschaftler:innen unterschiedlich thematisiert: Einerseits gelte es, das Potenzial der künstlerischen Herangehensweise zur Erkenntnisgenerierung ernst zu nehmen, und doch wird – andererseits – häufig vor allem von ihrem Einsatz zu Darstellungszwecken gesprochen. Unseres Erachtens sollte im Rahmen von PSS-Projekten beides erwogen werden: die Potenziale der Realitäts(re-)konstruktion in anderen Medien als Text, aber auch die Möglichkeit zur Erforschung sozialer Realität, die nicht nur den etablierten Pfaden (qualitativer) sozialwissenschaftlicher Praxis folgt. Diese Frage aufgreifend, entwickeln wir im Folgenden die Idee der *performativen Exploration*, die wir als Orientierungsrahmen für eine arbeitsteilige und möglichst gleichberechtigte Erforschung und Darstellung sozialer Realität durch Sozialwissenschaftler:innen und Kunstschaffende verstehen.

Die Idee *performativer Exploration* entstand im Rahmen eines ethnografischen Forschungsprojekts zu studentischen Wohnheimen in Südafrika und wurde in einer Studie zur Nutzung eines neuen Hochschulgebäudes (vgl. Reichle/Farquet/Kerrison 2024) mit anderen Zugängen weiterverfolgt. Wir illustrieren im Folgenden unsere Darstellung mit Überlegungen aus den beiden Projekten.

Im Fokus des ersten Projekts standen die vielschichtigen Prozesse des Ein- und Ausschlusses unter Studierenden, das Herstellen von Zugehörigkeit in komplexen Mehrheits- und Minderheitsverhältnissen sowie die Frage, wie bei diesen Prozessen lokale, eigenständig strukturierte Kontexte wie jene der Wohnheime mit makrostrukturellen Elementen zusammenwirken. Um die alltägliche Lebenswelt der Studierenden sowie ihre Perspektive auf die Rituale, Institutionen und konkreten Handlungsprobleme in den Wohnheimen besser verstehen und nachvollziehbar machen zu können, kooperierten wir mit einem Kunstfotografen und zwei Filmschaffenden. Der Fotograf und die Filmschaffenden erkundeten die soziale Realität vor Ort auf ihre je eigene Weise und schufen dabei (audio-)visuelles Material, das für den Nachvollzug und ein nicht allein rationales Verstehen des Alltags in den Studentenwohnheimen hilfreich war.

Im zweiten Projekt kooperierten wir mit Architekten, um die alltägliche Nutzung eines neuen Hochschulgebäudes und die Bedeutungen, die mit diesem verknüpft sind, sichtbar und verstehbar zu machen. Ein zentrales Instrument für die Beforschung des Alltagsgeschehens im betreffenden Universitätsgebäude waren architekturethnografische Zeichnungen, die an Bruno Latours Actor-Network-Theorie anknüpfend vielfältige Wechselbeziehungen zwischen Ding- und Sozialwelt sichtbar machen (Kaijima/Stalder/Iseki 2018; Kalpakci/Kaijima/Stalder 2020). Der Wert dieser Zeichnungen besteht nicht nur im Darstellen, sondern in einer

Die Klassen in der Klasse. Zum Verhältnis von Materialismus und Intersektionalität in der qualitativen Sozialforschung

Fiona Kalkstein

Zusammenfassung: Wer aktuell qualitativ forschen und dabei Klasse als analytische Kategorie berücksichtigen möchte, steht häufig schon wegen der nicht eindeutig bestimmten Verwendung des Begriffs vor vielen offenen Fragen: Klasse scheint relevant und Erfahrungen ihr entlang strukturiert, aber Klasse(n) – welche existieren, wie wirken sie, wo beginnen und wo enden sie? Der vorliegende Beitrag argumentiert, dass Klasse so schwer bestimmbar ist, da sie zwar wie andere Diskriminierungsformen auf verschiedenen Ebenen wirkt, aber im Gegensatz zu diesen unmittelbar an ökonomische gesellschaftliche Struktur im Kapitalismus gebunden ist. Und dennoch ist Klasse nur intersektional adäquat abzubilden. Das materialistisch-intersektionale Mehrebenenmodell von Winker und Degele (2009) wird deswegen einerseits als Möglichkeit vorgestellt, Klasse auf den Ebenen der Struktur, der Repräsentation und des Subjekts analytisch zu durchdringen, andererseits wird auf die Leerstellen des Ansatzes eingegangen. Die Autorin argumentiert, dass ein materialistischer Subjekt- und Gesellschaftsbegriff den Schlüssel liefert, um die analytische Kategorie *Klasse* in der qualitativen Sozialforschung zu interpretieren. Abschließend werden die theoretischen Darstellungen forschungspraktisch konkretisiert und die Möglichkeiten ihrer Umsetzung anhand der Ansätze von Winker und Degele und der kritisch-psychologischen Subjektwissenschaft diskutiert.

Schlagwörter: Klasse, Intersektionalität, soziale Ungleichheit, qualitative Forschung, Kritische Psychologie

The Classes in the class. On the relationship between class and intersectionality in qualitative social research

Abstract: Those who currently conduct qualitative research and want to consider class as an analytical category are often faced with many open questions simply because of the ambiguous use of the term: class seems relevant and experiences are structured along it, but class(es) – which ones exist, how do they work, where do they begin and where do they end? This paper argues that class is so difficult to define because, while it operates at different levels like other forms of discrimination, it is more directly tied to economic social structure under capitalism than other categories. And yet, class can only be adequately mapped intersectionally. On the one hand, Winker and Degele's (2009) materialist-intersectional multilevel model is presented as a way to analytically penetrate class at the levels of structure, representation, and subject. On the other hand, the voids of the approach are addressed. The author argues that a materialist concept of subject and society provides the key to interpret the analytical category of class in qualitative social research. Finally, the theoretical representations are concretized in terms of research practice and the possibilities of their implementation are discussed on the basis of the approaches of Winker and Degele and the critical-psychological subject science.

Keywords: Class, intersectionality, social inequality, qualitative research, critical psychology

1 Einleitung

Je nach Ansatz und Methode untersuchen qualitativ Forschende Unterschiedliches: Selbstkonstruktionen, Handlungsfähigkeit, kollektive Orientierungen, latenten Sinn oder kollektiv Verdrängtes, um nur einige Beispiele zu nennen. Diejenigen unter ihnen, die in ihrer Forschung die Relevanz der sozialen Klassen analysieren wollen, teilen dabei eine gemeinsame Vorannahme: Die soziale Klassenlage strukturiert den Analysegegenstand. Doch bereits dort beginnen für viele die ersten Probleme: Die Unsicherheit darüber, wie sich aktuelle Klassen zusammensetzen einerseits und möglicher inhaltlicher Gegenwind im Hinblick auf das theoretische Konstrukt andererseits. Ist es nicht analytisch sinnvoller, von Prekariat zu sprechen und ist die heutige „pluralisierte Klassengesellschaft“ (Vester et al., 2015 [2001], S. 386) nicht viel zu stark ausdifferenziert, um sinnhaft Erfahrungen entlang großer gesellschaftlicher Klassen zu analysieren?

Als in den 80er-Jahren der Soziologe Ulrich Beck (1983, 1986) das Ende der Klassengesellschaft ausrief, war er mit dieser Sichtweise keineswegs allein. Vielmehr traf er auf einen gesellschaftlichen Nerv: Die Verbreitung einer neoliberalen Ideologie, die vor allem auf zwei Vorstellungen beruhte – Eigenverantwortung und soziale Durchlässigkeit/Mobilität¹. Klassenschranken? Das war gestern. Dieses für Deutschland prominente Deutungsmuster – die Negation von Klassenschranken im individuellen Lebensverlauf – wurde in den Sozialwissenschaften als *Individualisierungsthese* verschlagwortet. Beck geht davon aus, dass vor allem durch die Bildungsexpansion und wirtschaftliche Prosperität der 1950er und 1960er Jahre „Prozesse einer Diversifizierung und Individualisierung von Lebenslagen und Lebenswegen ausgelöst wurden, die das Hierarchiemodell sozialer Klassen und Schichten unterlaufen und in seinem Realitätsgehalt in Frage stellen.“ (1983, S. 36) Es sei nach und nach eine vermehrte Freisetzung aus Bindungen an soziale Klassen überhaupt entstanden. Das Subjekt kann und muss in der Folge zum Gestalter seiner eigenen Biographie werden.

Die Vorstellung, Klasse habe aufgrund gesellschaftlicher Transformationen ihre analytische Relevanz verloren, hat sich weit über den deutschsprachigen Raum hinaus verbreitet (McRobbie 2010; Skeggs 2005). Beck war dabei nur eine beschleunigende Stimme aus der (Sozial-)Wissenschaft, mit der neoliberale Ideologien untermauert werden konnten. Obwohl die Individualisierungsthese empirisch mindestens umstritten ist (vgl. z.B. die Sammelbände Bremer/Lange-Vester 2006; Berger/Hitzler 2010), konnte sie sich als theoretisch-ideologische Folie wissenschaftlich und gesellschaftlich zeitweilig gut etablieren. Bittlingmayer und Bauer (2006, S. 235) sahen seit den 90er-Jahren eine „enorme Ausdehnung einer individualisierungstheoretischen Folie als gesamtgesellschaftliches Deutungsmuster“ (S. 235), das sich durch „die Betonung der Eigenverantwortlichkeit für gesellschaftlichen Aufstieg und die Negation von Klassenschranken“ (ebd.) auszeichnet. Die Perspektive einer „fordistische[n] Entproletarisierung“ (Groh-Samberg 2006, S. 247f.) geht hingegen davon aus, dass die Klassen zwar besser integriert sind, Klassenschranken aber keineswegs verschwunden. Als bleibende Merkmale der arbeitenden Klassen gelten weiterhin:

1 Die Betonung von Eigenverantwortung bei gleichzeitiger Vernachlässigung sozialer Ungleichheit wird durch verschiedene Autor:innen als vorherrschende Denkform/Ideologie des Neoliberalismus herausgestellt (vgl. McRobbie 2010; Dörre 2014).

Lehrer:innen und die Shoah – Gefühlserbschaften, Narrative und Vermittlungsanliegen

Friederike Lorenz-Sinai

Zusammenfassung: Emotionale Bezüge und Geschichtsbewusstsein zur Shoah vermitteln sich zwischen den Generationen weiter und werden fortlaufend aktualisiert in institutionellen und diskursiven Kontexten der Gegenwartsgesellschaft. Bislang sind die intergenerationale Weitergabe von Narrationen und Gefühlserbschaften zur Shoah in Deutschland empirisch gezeigt, aber kaum in Bezug auf Pädagog:innen und ihre Vermittlungsrolle untersucht worden. Die im Artikel vorgestellte Studie erkundet diesen Zusammenhang anhand von Interviews und Gruppendiskussionen, die mit Lehrer:innen aus west- und ostdeutschen Bundesländern im Rahmen einer ethnografisch begleiteten Weiterbildung in einer Gedenkstätte in Israel geführt wurden. Rekonstruiert werden biografische Bezüge, Gefühlserbschaften und Narrationen von Lehrer:innen sowie ihre Vermittlungsanliegen für den Unterricht mit heutigen Schüler:innen. Die Befunde zeigen, wie Lehrer:innen nach eigenen Erzählungen, emotionalen Verbindungen zur Geschichte und Handlungsfähigkeit suchen und sich dabei in der Dissonanz zwischen der öffentlichen Erinnerungskultur und innerfamiliärer (Nicht-)Verarbeitung der Shoah bewegen.

Schlagwörter: Wirkungsgeschichte der Shoah, Gefühlserbschaften, Weiterbildung, schulische Vermittlung der Shoah, Geschichtsbilder

Teachers and the Shoah – Emotional heritage, narratives and mediation concerns

Abstract: Emotional heritage and historical images of the Shoah are passed on between generations and are constantly renewed in institutional and discursive contexts of contemporary society. So far, the intergenerational transmission of narratives and emotional inheritances about the Shoah in Germany has been empirically documented, but hardly discussed with regard to educators and their mediating role. The study presented in the article explores this connection on the basis of interviews and group discussions that were conducted with teachers from West and East German federal states as part of an ethnography in a further education at a memorial in Israel. The emotional inheritance and narratives of teachers are reconstructed regarding their biographical references to the Shoah as well as their teaching goals for their students. The findings show how teachers look for their own stories, emotional connections and ability to act in the dissonance between the public culture of remembrance to the Shoah and (non-) processing of the history within families.

Keywords: Aftermath of the Shoah, Emotional Heritage, Further Education, Shoah Education, Historical Images

1 Forschungsinteresse und Anlage der Studie

Wissensbestände und emotionale Bezüge zur Shoah vermitteln sich zwischen den Generationen weiter und aktualisieren sich in Bildungs- und Erziehungsverhältnissen der Gegenwartsgesellschaft. Pädagog:innen betrifft das in doppelter Hinsicht: Sowohl hinsichtlich ihrer Aneignung in der Familie und in ihrer Lernbiografie als auch in ihrer späteren Vermittlungspraxis. Gefühlserbschaften und verzerrte Narrative zum Nationalsozialismus (vgl. Bar-On/Brendler/Hare 1997; Welzer/Moller/Tschuggnall 2008; Zick et al. 2020) wurden empirisch gezeigt, jedoch in ihrer Wirkung auf Pädagog:innen bislang kaum analytisch berücksichtigt. Die Diskussion zur Bildung über die Geschichte bezieht sich auf die jüngere Generation, weniger im Fokus sind die Vermittelnden selbst (vgl. Messerschmidt 2018). In Deutschland geschieht die Erklärung der Shoah vorwiegend nicht in der Familie, sondern wird als Aufgabe an die Schule delegiert. Schule kann als Kulminationsort begriffen werden, an dem sich Narrative zur Shoah und Gefühlserbschaften der Lehrpersonen verschränken mit Unterrichtszielen. In Kontrast zu den hohen Erwartungen, die an die schulische Vermittlung gerichtet werden (vgl. Rhein 2020, S. 55), stehen aktuelle Befunde zur universitären Lehre über den Holocaust, wonach gerade in der Lehramtsausbildung dem Thema Shoah wenig Raum gegeben wird (vgl. Nägel/Kahle 2018).

Diese Situation bildet den Ausgangspunkt der in diesem Artikel diskutierten Studie. Es folgen die Vorstellung der Untersuchung sowie Hinweise zur Dissonanz zwischen öffentlicher und familiärer Vermittlung der Shoah und zum Konzept der Gefühlserbschaften als Rahmung der Materialanalyse. Anschließend werden Lesarten zu folgenden Phänomenen aus dem Material dargelegt: Strukturmerkmale in den Narrationen der Lehrer:innen zu ihren Bezügen zur Shoah, Emotionserwartungen an die Weiterbildung sowie explizierte Unterrichtsziele.

Alle ein oder zwei Jahre nehmen aus jedem Bundesland Lehrer:innen-Gruppen von ca. 20 Personen an einer fünf- bis zehntägigen Weiterbildung zur didaktischen Vermittlung der Shoah aus jüdischen Perspektiven in der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel teil. Die Frage nach der Auseinandersetzung von Lehrkräften mit der Shoah ist von Relevanz für das Feld der schulischen und außerschulischen Vermittlung und lässt sich in dieser mehrtägigen Weiterbildung verdichtet untersuchen. Das Erkenntnisinteresse der Studie¹ richtet sich (1.) auf die Praktiken, Deutungen und Orientierungen von Lehrer:innen unterschiedlicher Generationen während der Weiterbildung und (2.) auf ihre Erwartungen und Reflexionen vor und nach der Teilnahme. In diesem Artikel wird das Datenmaterial unter der Frage nach den Selbstthematisierungen der Lehrer:innen in Interviews und Gruppendiskussionen diskutiert (vgl. zu weiteren Befunden Lorenz et al. 2021; Lorenz-Sinai 2022).

Vier Gruppen von Lehrer:innen (n=88) aus West, Ost- und Süddeutschland, im Alter von 27 bis 65 Jahren haben wir während ihres Aufenthalts in Israel begleitet und dazu Feldprotokolle geschrieben. Neben Interviews mit Koordinator:innen, mit Verantwortlichen der vier beteiligten Ministerien und mit Mitarbeiter:innen in Yad Vashem, die in diesem Artikel nicht vertieft werden, haben wir Lehrer:innen aller Gruppen während des Seminars interviewt (n=49). Dabei wurden die Interviews mit Teilnehmer:innen der ersten zwei Gruppen unter der Frage nach Gedanken in Bezug auf das Seminar geführt (n=22). Die Interviews mit Lehrer:innen aus je einer Gruppe aus einem westdeutschen (n=14) und aus einem ostdeutschen Bundesland (n=13) wurden mit einer Erzählaufforderung eingeleitet, der Frage nach Erstbe-

1 Die Studie „Über die Shoah in Israel lernen“ wurde von 2018 – 2020 in einer Forschungskoooperation zwischen der Hebrew University of Jerusalem und den Universitäten Wuppertal und Duisburg-Essen durchgeführt mit einer Förderung der German Israeli Foundation (GIF).

Die Interviewsituation als Reflexionsraum in der Adoleszenz. Zwischen der Freude am Fahrrad und der Kritik des Kapitalismus

Kevin Leja

Zusammenfassung: Vor dem Hintergrund der adoleszenztheoretischen Frage, wie Jugendliche ihre Identität mit Rückgriff auf Identitätsangebote konstruieren, wird im vorliegenden Beitrag die These formuliert, dass das qualitative Interview für Jugendliche einen Experimentierraum darstellt, der sie in ihrer Identitätskonstruktion unterstützt. Um dieser These nachzugehen werden methodisch-methodologische Diskussionen zu Ko-Konstruktion von Identität und Interviewinteraktion mit Alois Hahns Konzept des Biografiegenerators verknüpft, um die lebensweltlichen Potentiale des Interviews für Jugendliche zu verdeutlichen. Anhand empirischen Materials wird nachgezeichnet, wie die gemeinsame Identitätskonstruktion im Interview erfolgt, wie sich Schwierigkeiten in dieser Konstruktion affektiv ausdrücken und welche Bedeutung diese Erkenntnisse für qualitative Forschung mit Jugendlichen haben.

Schlagwörter: Interviewinteraktion, Identität, Biografiegenerator, Jugendforschung, Adoleszenzforschung

In between Joy about a bike and critics of capitalism – The interview as a possibility for identity formation for adolescents

Abstract: Based on the question how young adults create their own identity based on different identity offerings, I want to discuss the following thesis: A qualitative interview can be seen as a possibility for adolescents to be supported in their identity construction. To follow this thesis I will link methodical-methodological discussions about co-construction of identity and interview interaction with Alois Hahns concept of biography generators. By linking these aspects I will point out the potentials of Interviews for adolescents within their life-world. Discussing empirical data, I will show the co-construction of Identity in an interview, how conflicts and problems within this co-construction become visible and the impact of these findings on qualitative research with adolescents.

Keywords: interview interaction, identity, Biography generator, youth research, research on adolescence

1 Einleitung

Im Rahmen des Forschungsprojektes „Fürsorgliche Jungen? Alternative (Forschungs-)Perspektiven auf die Reproduktionskrise“¹ haben Jugendliche an verschiedenen Punkten der Erhebung meinen Kolleg:innen und mir gegenüber geäußert, dass sie sich darüber freuen, dass sich jemand so intensiv für sie interessiert und ihnen zuhört. Dies geschah bereits beim Feldzugang, bei der Bewerbung des Projekts und nach einigen Interviews. Folglich scheinen für diese Jugendlichen im Alltag Möglichkeiten zu fehlen, die sie nutzen können, um ausgiebig von sich zu erzählen und ihre unterschiedlichen Erfahrungen in wertungsfreien Rahmen darlegen zu können. Auch Vertreter der Jungenpädagogik haben im Projektverlauf wiederholt darauf verwiesen, dass es Jugendlichen an Möglichkeiten zur umfangreichen Mitteilung fehlt.

Die adoleszente Entwicklung stellt einen „strukturell krisenhaften Prozess“ (King 2013, S. 193) dar, der geprägt ist von individueller Entwicklung, indem unter anderem „Prägungen der Kindheit transformiert“ werden (ebd., S. 11). Angestoßen durch diese psychosozialen und körperlichen Veränderungen „werden Identitätsfragen zu zentralen reflexiven Fragen“ (ebd., S. 102). Gemeint sind damit klassische Identitätsfragen: Wer bin ich? Wer will ich sein? Verhandelt werden diese Fragen über verschiedene Identitätsangebote, die es in ein Selbstbild zu integrieren gilt (vgl. Alleweldt 2009, S. 89). In der Adoleszenz- bzw. Jugendforschung wird dieser Anspruch der Integration zwar immer wieder formuliert, es wird jedoch nur selten untersucht, wie diese verschiedenen Identitätsangebote mit-, gegen- und nebeneinander verhandelt werden (siehe hierfür Keupp et al. 2013). Eine Möglichkeit, Jugendliche aktiv dabei zu unterstützen, kann aus meiner Perspektive ein qualitatives Interview darstellen, da ihnen hier in einem gesicherten Rahmen die Gelegenheit zur ausführlichen Selbstthematisierung gegeben wird. Es handelt sich bei Interviews also, wie es Baker (1983) nennt um eine „occasion for the management of identity“ (S. 504). Lässt sich diese These bestätigen, so impliziert das für die Interviewführung, insbesondere mit Jugendlichen, als Interviewer:in eine spezifische Haltung einzunehmen und die Rolle als Interviewer:in zu reflektieren.

Ziel dieses Beitrages ist es aufzuzeigen, inwiefern das Interview als Experimentierraum zur Reflexion der eigenen Identität zu verstehen ist. Auf theoretischer Ebene wird hierfür auf Alois Hahns Konzept der Biografiegeneratoren zurückgegriffen. Diese seien vor allem dafür da, eine biografische Reflexivität zu ermöglichen, die in alltäglichen Situationen nicht gegeben ist. Mittels dieser Generatoren kann das „Eigentliche oder Wesentliche eines Lebens“ erfasst werden (Winter 1990, S. 255). Mithilfe dieses Konzepts wird diskutiert, wie ein Interview während der Jugendphase zu einem Ort für Jugendliche wird, der den Interviewten einen ausgiebigen und somit spezifischen Raum zur Selbstreflexion bietet. Hierfür wird im zweiten Kapitel der Zusammenhang von Adoleszenz und Identitätsbildung erläutert, um die grundlegende adoleszenztheoretische Anforderung darzustellen und die Herausforderung, die mit dieser Anrufung einhergeht, deutlich zu machen. Im dritten Kapitel wird an Überlegungen zur Ko-Konstruktion einer Identität in der Interviewinteraktion angeknüpft. Zur theoretischen Erweiterung dieser Perspektive werden im Anschluss daran Hahns Überlegungen zu den Biografiegeneratoren vorgestellt, welche die Ausführungen zur Interviewsituationen zum einen untermauern, zum anderen erweitern. Schlussendlich wird anhand eines empiri-

1 Das Projekt wurde zwischen 2019 und 2022 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena unter der Leitung von Prof. Dr. Sylka Scholz durchgeführt. Gefördert wurde das Projekt durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 406701246. Ich möchte allen Mitarbeitenden sowie den Reviewern für ihr Feedback danken.

Das Integrative Basisverfahren nach Jan Kruse – Potenziale und Desiderata für die erziehungswissenschaftliche Forschung

Christine Demmer & Julia Lipkina

Zusammenfassung: Der Beitrag geht den Potenzialen des ‘Integrativen Basisverfahrens’ nach Jan Kruse für die erziehungswissenschaftliche Forschung nach. In der Auseinandersetzung mit den methodologischen Grundlagen und der Vorgehensweise des Verfahrens sowie seiner Anwendung in der Forschungspraxis wird diskutiert, wie im Anschluss an Kruse den Herausforderungen einer erziehungswissenschaftlichen qualitativen Forschung begegnet werden kann. Daran anschließend geht der Beitrag möglichen Gründen dafür nach, dass das Verfahren im erziehungswissenschaftlichen Methodenrepertoire bislang kaum präsent ist, was neben seinen Potenzialen auch auf mögliche Restriktionen des Verfahrens und offene Fragen hindeutet.

Schlagwörter: Jan Kruse, Integratives Basisverfahren, Qualitative Forschung, Erziehungswissenschaft, Datenauswertung

The Integrative Basic Procedure after Kruse. Potentials and Desiderata for Educational Science

Abstract: The article explores the potential of Jan Kruse’s ‘integrative basic procedure’ for research in educational science. In dealing with the methodological foundations and the procedure of the method as well as its application in research practice, we discuss how, by following Kruse, the challenges of qualitative research in educational science can be met. Subsequently, the article explores possible reasons for the fact that the method is hardly present in the repertoire of methods in educational science, which, besides its potential, also points to possible restrictions of the method and open questions.

Keywords: Jan Kruse, integrative basic procedure, qualitative research, educational science, data analysis

1 Einleitung

Seit den 1970er Jahren werden qualitative Forschungsansätze in der Erziehungswissenschaft rezipiert und angewendet, wobei sich inzwischen eine Reihe von Ansätzen bewährt hat und breite Anwendung findet (vgl. Friebertshäuser/Langer/Prengel 2013). Vor dem Hintergrund dessen, dass (auch) durch den Rückgriff auf qualitative Methoden disziplinfremde Perspektiven und Gegenstandskonstitutionen in die erziehungswissenschaftliche Forschung hineingetragen werden, wird in jüngster Zeit die Frage diskutiert, *was das Erziehungswissenschaftliche*

qualitativer Methoden sei (vgl. Kreitz et al. 2020; Kreitz/Miethe/Tervooren 2016; Meseth et al. 2016).

Dabei zeichnen sich insgesamt unterschiedliche Möglichkeiten ab, diese Frage zu bearbeiten (vgl. Kreitz et al. 2020, S. 14). Jenseits von Versuchen, eine eigene erziehungswissenschaftliche Methodenlehre zu entwickeln (vgl. beispielsweise Benner 2001; Brinkmann 2015), werden vor allem zwei mögliche Wege, das Erziehungswissenschaftliche qualitativer Forschung zu markieren, intensiv diskutiert, mit denen jeweils spezifische Herausforderungen für den Forschungsprozess einhergehen:

- (1) *Das Erziehungswissenschaftliche qualitativer Forschung kann durch die Bezugnahme auf erziehungswissenschaftliche Theorien gesichert werden:* Durch die Verwendung bestimmter theoretischer Bezüge, die als Heuristiken in die Forschung einfließen, lassen sich disziplinspezifische Anliegen markieren (vgl. Kreitz et al. 2020, S. 14).

Vor dem Hintergrund des Prinzips der Offenheit qualitativer Forschung ist dahingehend allerdings die Frage aufgeworfen, wie mit der Unterordnung des empirischen Materials unter starke theoretische Perspektiven, sowohl der Normativität erziehungswissenschaftlicher Theorien als auch der Dignität empirischer Phänomene Rechnung getragen werden kann und ob sich die Datenanalyse nicht nur auf erziehungswissenschaftliche Theorien beziehen, sondern auch dazu beitragen kann, erziehungswissenschaftliche Theorien zu produzieren. Infrage gestellt wird, inwieweit angesichts einer „Aufladung mit und der Abhängigkeit von Theorie behauptet werden kann, die qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft sei in ihrer Empirie offen gegenüber den zu generierenden Theorien und neutral gegenüber den Werturteilen, die über die erforschte Erziehungswirklichkeit gefällt werden“ (Kreitz et al. 2016, S. 8). Dies gilt insbesondere für erziehungswissenschaftliche Theorien, die explizit in der Sprache des Feldes¹ formuliert sind, also mit sogenannten ‚einheimischen Begriffen‘ arbeiten und denen eine ‚starke‘ Normativität zugeschrieben werden kann: So wird an dem Versuch der bildungstheoretisch orientierten Biografieforschung, Bildungskonzeptionen mit empirischer Forschung zu verknüpfen, beispielsweise ein diagnostischer Blick kritisiert, mit dem eine stark wertende Perspektive an das Material herangetragen wird (vgl. Dausien 2016, S. 32). Ähnliches gilt auch für manche Bereiche qualitativer Unterrichtsforschung, in der ein normativer Bildungsbegriff an die Unterrichtspraxis herangetragen wird, die aus dieser Perspektive nur noch als defizitär erscheinen kann (vgl. Gruschka 2011).

Darüber hinaus müssen erziehungswissenschaftliche Annahmen – weil auch Forschungsmethoden nicht frei von theoretischen Implikationen und keine bloße Technik der Sinnerschließung sind – in Bezug zu der Generierungs- und Manifestationslogik von sozialem Sinn gesetzt werden (vgl. Böhme 2016, S. 128), sodass nicht nur eine Reflexion der normativen Implikationen der jeweiligen Theorie, sondern auch der Methodologie erfolgen muss. So „sind Methoden immer theoretisch geleitet und deshalb sind die ausgearbeiteten ‚Methoden‘ immer auch Theorie: Gesellschaftstheorie, Sozialtheorie, Handlungstheorie, Kommunikations- und Medientheorie und Erkenntnistheorie in einem.“ (Reichertz 2014,

1 So wird zum Teil von Erziehungswissenschaftler:innen die Position vertreten, das Spezifische der Erziehungswissenschaft als eigenständige wissenschaftliche Denkform sei gerade – in Abgrenzung beispielsweise zu den Bildungswissenschaften und der empirischen Bildungsforschung – die Bezugnahme auf Normativität in Erziehungs- und Bildungsfragen (vgl. Terhart 2012, S. 31). Ohne hier vertiefend auf diese Debatte einzugehen, erscheint für unsere Überlegungen eine Differenzierung zwischen einer starken (im Sinne explizit bewertenden) und einer schwachen (im Sinne einer eher impliziten) Normativität weiterführend (vgl. Drerup 2019).

Qualitative Online-Interviews. Methodische und methodologische Untersuchung asynchron-schriftlicher Leitfadeninterviews

Carsten G. Ullrich

Zusammenfassung: Der Beitrag befasst sich mit der Frage, wie leitfadengestützte Online-Interviews in der qualitativen Sozialforschung methodisch reflektiert genutzt werden können. Hierzu werden Forschungsergebnisse aus einem methoden-experimentellen Forschungsprojekt vorgestellt. Im Vordergrund stehen dabei asynchron-schriftliche Online-Leitfadeninterviews und damit eine Form des qualitativen Interviews, die besonders deutlich mit Face to face-Interviews kontrastiert.

Schlagwörter: Online-Interviews, qualitative Interviews, Asynchronität, Interviewmethodologie, diskursive Interviews

Qualitative Online-Interviews. Methodological reflections on written guided Online-Interviews

Abstract: The article asks how guided online interviews can be used in qualitative research in a methodically deliberate way. Therefore, results of an experimental research project are presented, which focus on asynchronous and written qualitative online interviews, a type of qualitative interview in clear contrast to face-to-face interviews.

Keywords: online-interviews, qualitative interviews, asynchronity, interview methodology, discursive interviews

1 Online-Interviews: wachsende Bedeutung – methodische und methodologische Unsicherheiten

Mit der Entwicklung und Ausbreitung des Internets ist auch eine große Vielfalt oft neuer und zunächst ungewohnter Kommunikationsformen entstanden, die sich immer weiter ausdifferenzieren (u.a. asynchron-schriftliche, synchron-schriftliche, multimodale, screen-to-screen), immer vielfältigere Kanäle nutzen (wie z.B. E-Mail, Chatrooms, Webforen) und dabei unterschiedliche und oft neue Kommunikationskonstellationen zulassen (z.B. many-to-many).

Allein die Möglichkeiten textbasierter Kommunikation haben sich durch technische Innovationen vervielfältigt. So stehen Verfasser/innen von Textbeiträgen Optionen wie Zitationsfunktionen, Verlinkung, Einbettung von Bildmaterial, Multi-Threading und Symbole (u.a. Emoticons) zur Verfügung. Sie können zudem u.a. entscheiden, ob sie Elemente konzeptionell mündlicher Sprache, Möglichkeiten paralleler und von Mehrebenenkommunikation oder auch Formen gemeinsamer Textproduktion nutzen wollen. Dies hat zu einer schwer

zu überschaubaren Mannigfaltigkeit von Text- und Kommunikationsformen geführt, etablierte Grenzen zwischen Texttypen gesprengt und erhebliche Erschütterungen in den Kommunikations- und Sprachwissenschaften ausgelöst.

Viele dieser neuen Kommunikationsformen und -wege werden auch in der qualitativen Interviewforschung genutzt. Zunächst verhalten, dann zunehmend schneller stieg die Zahl von Studien und Veröffentlichungen mit unterschiedlichen Formen von Online-Interviews (für Überblicke vgl. u.a. James/Busher 2006; King/Horrocks 2010; Mann/Stewart 2000; Salmons 2015). Dieser Trend dürfte sich angesichts der jüngeren, pandemiebedingten Forschungsrestriktionen weiter beschleunigt haben.

Die neuen Möglichkeiten zur Interviewgestaltung haben aber auch neue Unsicherheiten erzeugt. Denn Einschätzungen über die Verwendbarkeit von Online-Interviews, ebenso wie der dabei auftretenden Probleme und Zielkonflikte, basieren wesentlich auf Erfahrungsberichten über die (meist jeweils eigene) Forschungspraxis und auf einer insgesamt nur dünnen Erfahrungsbasis.

Gleichzeitig gelten Online-Interviews – wenn auch meist eher unausgesprochen als explizit – oft als minderwertige Alternative zum Standard face to face durchgeführter Interviews. Diese Skepsis gegenüber Online-Interviews speist sich vornehmlich aus der interaktionstheoretischen Fundierung qualitativer Interviewmethoden und ihrer Ableitung aus alltäglicher, nicht-institutionalisierter Interaktion.

Alle Formen von „Distanz-Interviews“, wenn auch in unterschiedlichem Maße, erscheinen dieser idealisierten Interaktionssituation gegenüber als defizitär. Daher könnten (und so wurde dies auch lange diskutiert) Umsetzungen qualitativer Interviews jenseits von Face to face-Situationen bestenfalls als Second best-Lösungen akzeptiert werden, die nur bei entsprechender Begründung, warum auf die Standardform verzichtet wurde, vertretbar seien. Diese Vorbehalte galten schon für Telefoninterviews und schriftliche Befragungen (Schiek 2014) und werden jetzt auf Onlineformen übertragen. Auch hier können aber eine pandemiebedingte Diskursverschiebung und ein neues Interesse an Online-Interviews (und wie diese methodologisch abgesichert werden können) vermutet werden.

Die Kluft zwischen zunehmender Anwendung und nachhinkender methodologischer Reflexion wird jedoch immer größer und die Klärung methodologischer Fragen für die qualitative Online-Interviewforschung immer dringlicher, denn ein weiteres Vordringen von Online-Methoden in der qualitativen Interviewforschung ist absehbar.¹

Der folgende Beitrag befasst sich mit der Frage, ob und wie Online-Interviews in der qualitativen Sozialforschung genutzt werden können und welche methodischen und methodologischen Besonderheiten sie aufweisen. Hierzu wird die bisher häufigste und sich am deutlichsten vom klassischen Interviewen unterscheidende Form von Online-Interviews untersucht, nämlich das *asynchron-schriftliche Online-Leitfadeninterview*. Im Fokus stehen hier damit insbesondere die Merkmale Asynchronität und Schriftlichkeit und was diese für das Führen von Leitfadeninterviews über ein Internetmedium bedeuten können. Deren fundierte Einschätzung erfordert aber auch Vergleiche mit anderen Formen von Leitfadeninterviews. Dabei wird das klassische, in der qualitativen Sozialforschung weit verbreitete Face to face-Interview den zentralen Vergleichshorizont bilden, an dem die Besonderheiten, Probleme und Möglichkeiten asynchron-schriftlicher Online-Leitfadeninterviews verdeutlicht werden. Notwendig führt dies auch zu einer kritischen Hinterfragung der methodologischen

1 Dass eine methodologische Auseinandersetzung auch mit den älteren Distanz-Formen kaum stattfand, mag sich daraus erklären, dass die Vorzüge unmittelbarer Face-to-face-Interaktion zu offensichtlich erschienen und dass Methoden wie qualitative Telefoninterviews und qualitativ-schriftliche Befragungen in der akademischen Forschung kaum verbreitet waren (vgl. Schiek 2014).